

Nr. 72. Bromberg, den 5. April 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(Schluß.)

Bei der „Hauslust“ wäre es wohl keinem Menschen schwergefallen, den eigenen Schaden zu zeigen, und sei er noch so groß. Und Hedwig gab denn auch so restlos Einblick, daß Anne das Werk ihrer Schwester mit sicherer Hand weiterführen konnte. —

Hedwig kam noch selben Abends zu einem Brief an Edmund. Und sie fing gleich mit dem Kernpunkt an. Sie schrieb:

Lieber Herr Olden!

Sie haben ja freilich schon eine Ahnung gehabt, daß ich mir nicht mehr allein gehörte, als wir in Büsum nebeneinandersaßen, aber daß ich so viel Herzeleid machen mußte, wie ich gemacht habe, um zu diesem Brief zu gelangen, das wird für den Anfang alles anders zwischen uns gestalten, als es hätte sein können, wenn ich Ihnen aus vollem, freiem Herzen hätte schreiben dürfen.

Mir wäre es auch am meisten nach dem Sinn gewesen, schrittweise durch Briefe einander näherzukommen, aber nun ist mir der Boden unter den Füßen weggezogen, und ich möchte mich je eher je lieber mit Ihnen auf alles ansehen.

Die Grundlage von mir aus will ich Ihnen rein und wahr schreiben, wie Sie es mir getan haben.

Ich war schon heimlich verlobt, als wir uns kennenlernten. Ganz kurze Zeit vorher hatte ich einem Freund und Kameraden, mit dem ich schon von meinen Schuljahren her bekannt war, mein Wort gegeben.

Zehn Jahre war ich erst alt, da hielt ich schon mit Franz Kolck zusammen. Und er war damals schon sechzehn. Da schnallte er mir schon die Schlittschuhe an und ab und lief mit mir zusammen und sagte „Hedwig Pausback“ zu mir, wie er es von meinen Geschwistern gehört hatte.

Er war immer da, wenn mir jemand zu nahe kommen wollte. Ich war ziemlich kratzbürstig als Kind. Besonders, wenn man mich im Wasser oder auf dem Eis nicht in Ruhe lassen wollte. Ich hielt es schon als Kind mit dem Eislauf und dem Schwimmen. Mit dem Eis schon weit vor der Schulzeit.

Und der Franz auch.

Ob das unsere erste Verbindung war? Ich weiß es nicht — es könnte aber wohl gut sein.

Wir hielten immer durch miteinander, maßen unsere Kraft und lachten uns blank an, wenn die Sonne blank schien.

Als größeres Schulmädchen war ich dann auch stolz darauf, daß der stattliche junge Mensch, der von den Mädchen viel begehrt wurde, zu mir hielt. Wenn man noch nicht aus der Schule heraus ist, brennt man doch darauf, für voll genommen zu werden, und ich hatte die Nase ordentlich hoch, wenn Franz mit mir vom Eis kam und meine Schlittschuhe trug, als ich vierzehn Jahre alt war, und Sechzehnjährige und ältere sahen hinter uns her.

Das kann man gar nicht so beschreiben, was wir Mädchen da für eine alberne und aufgeblasene Ecke in uns haben. Man tut sich richtig dick, und erst langsam reift etwas davon weg.

Ich war lange ein albernes, unreifes Mädchen. Immer die Spielerei und große Hitzigkeit. Erst als ich meinen siebzehnten Geburtstag hinter mir hatte und meine Tante, von der ich Ihnen schon erzählte, mir hinten in die Flechten faßte und mir hin und wieder einen kleinen Handspiegel vor das erhitzte Gesicht hielt, steckte ich den Kopf weg und dachte mal nach.

Und dachte immer ein bißchen mehr nach. Auch über Franz Kolck und mich. Und eines Tages sagte ich es ihm, daß es wohl zu sehr an der Oberfläche säße, was uns zusammenhielte. Er wollte einen Kuß von mir haben und zu seinem Recht kommen, wie er meinte, und das konnte ich ihm nicht verdenken, denn es war nicht das erstemal, daß er es forderte. Ich hätte es längst zu einer Abrechnung kommen lassen sollen und tat das schon viel zu spät.

Sie lief auch anders aus, als ich es mir gedacht hatte, und darüber gibt es noch viel zu sagen, da kann man mit einem Brief nichts anfangen. Ich kann nur sagen, daß Franz Kolck so viele gute Seiten hat, daß sie mir damals noch überwogen. —

Als wir dann in Büsum nebeneinander an der Nordsee saßen, Sie und ich, da hätte ich es schon wissen können, daß es nicht gut auslaufen konnte mit Franz und mir. Aber da wollte ich es noch nicht wissen und zog und zerrte an allem Guten und Besten, das Franz mir gab, und ging blind in alle Unwahrhaftigkeit hinein.

Ohne eine andere Entschuldigung zu wissen als die eine, daß eben Mitleid mit darunter war. Zum größeren Teil aber war es der eigene Unwert, daß ich die Dinge nicht auseinanderzuhalten wußte.

Wenigstens hätte ich dann Farbe bekennen müssen, als ich im November an Franzens Geburtstag unter dem Dach seines elterlichen Hauses einen Ring an den Finger geschoben erhielt, der eine Familienkostbarkeit war und übernommenem Sinn nach vor Ungemach bewahren sollte, denn das Ungemach war doch schon da. Ich sah neben dem Ring einen anderen Ring, mit einem Totenkopf auf der Platte.

Statt dessen duckte ich den kurzen, heißen Wunsch, der in mir hochkommen wollte und sich schon öfter in mir gerührt hatte, fest unter, ehe er hochkommen konnte. Ich war heimliche Braut, und der Mann, an den ich dachte, war vor aller Welt verlobt und vielleicht sogar schon angetraut.

So ging ich meinen blinden Weg weiter und war zeitweilig von einer Ausgelassenheit und einem Draufgang, als wenn ich immer wieder etwas zu überschreien hätte oder zu tief in Scham zu geraten fürchtete.

Weihnachten ist dann Verlobung gewesen, und nichts hat daran gefehlt als das reine Herz der Braut.

In einer kleinen Stadt ist es anders mit Verlobungen als in großen Städten. Da geht sie beinahe jeden Mitbürger etwas an, wenn die Familienwurzeln fest im Boden sitzen. Und Sie können sich leicht denken, was es nun zu überstehen gibt nach der großen Festlichkeit in den Häusern Kolck und Schwansen. Da will ich gar kein Hehl daraus machen.

Ich will Ihnen sogar rein heraus sagen, lieber Herr Olden, daß meine Eltern in Geld und Besitz verfangen sind und Franz Kolck der einzige Sohn recht begüterter Eltern ist. Sie lieben ja, ein klares Bild zu haben, und werden es meinen Eltern nachsehen, wenn der Berg recht hoch sein wird.

Aber über diese Äußerlichkeiten hinaus gibt es viel Herzweh. Franz wird es lange Zeit über nicht einsehen, daß er an mir nicht die Frau gekriegt hätte, die er sich gedacht hat. Er ist den Unterschied gar nicht gewahr geworden, denn er vermißte nicht, wonach ich Verlangen trug: einer dem andern mehr abzuhören als nur die Blutuhr.

Alles und alles und alles hätte mir im Kampf gegenüber stehen können, als Ihr Brief kam. Geschwankt habe ich keine Sekunde. Ich bin tief hineingeglitten in all das Herzweh, durch das ich nun hindurchmußte, ganz in der Ferne immer die Musik im Ohr, von der Sie schreiben.

Ich habe in meiner Stube in der Sofaecke gesessen mit einem Gefühl, für das wohl keinem Menschen Worte zu Gebote stehen und für das es wohl nur den einen Sinn gibt, der sich in dem weißen Schleier ausdrücken soll: sich in Unschuld hinzugeben an das Leben selbst und freudig zu allen Opfern bereit sein.

In jener Stunde habe ich das Wort „Braut" begriffen.

Ich wäre mit einer Lüge im Herzen mit Franz zum Altar geschritten, wie wohl viele Mädchen mit einer Lüge im Herzen in die Ehe gehen, ohne es böswillig zu wollen. Die meisten von uns wissen gar nicht, um was es sich handelt. Und nachher ist es zu spät, und sie müssen sehen, wie sie ihr Leben einrenken.

Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Sie noch Achtung vor mir behalten haben, nachdem ich Ihnen alles dieses schrieb.

Die Mutter von Franz hat mir geholfen. Ich habe ihr alles gesagt und ihr auch Ihren Brief zu lesen gegeben. Sie ist das Gegenteil von all dem, was man in das Wort Schwiegermutter gelegt hat, und immer, wenn ich in Not war, ging ich heimlich in meinem Herzen zu ihr und dachte, daß mir im Verein mit ihr nichts Allzuschlimmes zustoßen könnte. Statt mit Franz unter ein Dach sehnte ich mich mit seiner Mutter unter ein Dach. Das könnte einigermaßen treffend ein Bild von meiner Verfassung als Frau Kolcks Anverlobte geben.

Lieber Herr Olden, ich habe auch immer gerne Briefe schreiben mögen, aber ich habe wenig Gelegenheit dazu gehabt. Mehr als die üblichen vier Seiten sind es eigentlich nie geworden. Nun müssen Sie ihn nehmen, wie er mir aus der Feder gekommen ist, und müssen ihn zwischen den Zeilen durch selbst abrunden. Auge in Auge kann ich Ihnen alles sagen, was an ihm fehlt.

Ich bin hier in Eutin bei Frau Kolcks Schwester, die Witwe ist und einen harten Weg hatte. Sie ist voll derselben Herzensgüte wie ihre Schwester. Wir können uns hier ungestört miteinander aussprechen, wenn Sie hierherkommen wollen und können.

Ich bin selbst am meisten verwundert, daß ich so schreiben kann, aber es ist kein bißchen Fremdheit mehr in mir Ihnen gegenüber. Voll Vertrauen reiche ich Ihnen meine beiden Hände hin. Jetzt bin ich in Seenot.

Hedwig Schwansen."

Edmund reiste noch mit dem Nachtzug. Er befand sich in so großer Erregung, wie er sie niemals für möglich gehalten hätte bei sich. Jeder Aufenthalt war ihm eine Pein.

Nachmittags gegen vier Uhr traf er in Eutin ein und hatte knappe zehn Minuten bis zu Frau Westernberg.

Anne empfing ihn selbst und geleitete ihn ohne ein weiteres Wort bis an die Tür. Sie drückte ihm nur die Hand, und der Druck der schmalen, kühlen Frauenhand tat ihm wohl. Er trat um einiges ruhiger bei Hedwig ein.

Und dann war er ganz und gar erschüttert. Die vier Tage, die zwischen dem Brief und Edmunds Ankunft lagen, hatten Hedwig sehr zugesetzt. Das blühende, gesunde Mädchen war blaß und schmal geworden und von einem Ernst, der allen Kampf und alle Not der letzten Tage widerspiegelte.

Edmund Olden konnte nicht anders, als sie gleich in seine Arme nehmen, und Hedwig ließ es geschehen.

Es war ihr auch selbstverständlich, daß er sie küßte. Aber sie hatte den Mund herb geschlossen. Und hatte die Augen geschlossen.

„Meine Braut", sagte Edmund unendlich zart und bewegt.

„Es ist alles so leidvoll", sagte Hedwig zitternd. „Und so bedrückend, als ob es nicht sein könnte. Mir ist, als müßte ich jeden Augenblick aus dieser betäubenden Schwere und Mattigkeit erwachen."

Edmund nahm die ungeschmückten Hände in seine. „Du wirst noch nicht erwachen, mein geliebtes Mädchen", sagte er. „Es waren zuviel der Geschehnisse auf einmal. Und in dieser Stunde ist es auch wohl zum Erbarmen, daß alles dir noch traumhaft ist.

Ich möchte dir so gerne helfen können und gebe dir meinen Talisman. Mein liebstes Kleinod." Er schob ihr den Totenkopfring an den freigewordenen Finger der linken Hand, an den er um ein kleines paßte wie an seinen eigenen Finger. „Leid und Tod sind sich nahe verwandt, aber ein reines Herz überwindet beide. Wir wollen trachten, allem Guten und Schönen nachzustreben, und wollen Wege zu finden wissen, die Wunden zu heilen, die wir geschlagen haben."

Hedwig ließ ihren Kopf in seine Hände gleiten und preßte ihm die Lippen in die Handflächen.

Edmund ließ sie gewähren. Er empfand es nicht als Demütigung ihrerseits, er empfand es als die wundersamste, keuscheste Hingabe.

Er zog sie neben sich, daß sie ausruhe, und schmiegte ihr seinen Kopf ins Haar. „Es ist der Duft des Gesunden und Wirklichen, was mich so entzückt an dir", sagte er. „Des Wahrhaften und Tagtäglichen. Wir brauchen uns nichts Unerreichbares vorzutäuschen. Schritt um Schritt wollen wir uns einen immer reicheren Lebensinhalt erkämpfen. So viel Schatten uns auch zugedacht sein mag. Denn schließlich ist es nicht so sehr das Helle und Strahlende, das uns beglückt, als das Tiefe und Wissende. Wir müssen uns aller Grenzen bewußt sein und dem letzten Geheimnis der Natur dennoch vertrauen. Wir müssen uns erlösen und zu jedem Kampf erstarken durch uns selbst."

Hedwig wußte nicht, ob sie zuhörte. Ihr war es wieder, als säßen sie am Wasser, und sie hörte das Meer. Sie legte ihre Lippen auf den Ring und fühlte, daß alle Furcht und alle Zweifel sich von ihr lösten.

——: Ende. :——

Osterfeier und Osterfreude.

Eine Festtagsplauderei.

Von Käthe Brustat-Schnedermann.

Ostern ist ein frohes Fest. Nach dem Nachdenken und der Gedämpftheit der Fastenzeit und der Stillen Woche, nach der tiefen Trauer des Karfreitags kommen diese beiden lichten Tage für die bedrückten Herzen als ein Aufatmen aus Dumpfheit und Trauer, als neue Hoffnung auf neues Leben. Nach den langen, dunklen Winterwochen, aus ihrem tiefen totenähnlichen Schlaf erwacht nun auch die Natur zu neuer Schönheit, Frische und Lebensfreude. Darum ist Ostern so besonders schön, weil es nicht, wie Pfingsten, schon jubelnde Erfüllung ist, sondern erst noch zages, aber umso innigeres und tieferes Hoffen, so wie man, wenn nach langwährender Trübsal und Not endlich doch wieder bessere Zeiten kommen, die glückliche Wendung oft zuerst garnicht fassen kann, sich lange noch nicht so recht getraut, an das Schöne zu glauben und dennoch mit unbeschreiblichem Glücksgefühl allmählich und täglich mehr und klarer sieht, daß das Erhoffte wirklich doch Wahrheit ist.

Ja, es wird doch Frühling, in der Natur und in den Herzen, mag der Winter auch noch so streng und lang gewesen sein. Man kann sich dem Reiz der Ostertage nicht entziehen; diese Osterfreude wünscht die Hausfrau auch in ihrem Heim zum Ausdruck zu bringen, indem sie die frühlingsmäßig frischgeputzten Räume und die Ostertafel festlich ausschmückt. Von dieser Osterfreude möchte sie ein Teilchen einfangen und verbreiten im Kreise ihrer Lieben, und deshalb hält sie allerlei sinnige kleine Osterüberraschungen bereit, nicht nur für das kleine Volk, sondern auch für die Erwachsenen. Deshalb gestaltet sie auch den Festtagsküchenzettel so reichhaltig und lecker, wie es die Haushaltskasse nur irgend erlaubt und gibt ihm eine Frühlingsnote, und endlich unterzieht sie sich zu allen ihren vielen Arbeiten noch gerne der obwohl mühsamen, aber so erfreulichen Aufgabe des Kuchenbackens, denn das weiß sie: Ostern ist kein richtiges Ostern, wenn Mutter nicht ihren selbstgebackenen Kuchen spendiert, sei es für den Nachmittags-Osterausflug oder als Wegzehrung für die mehrtägige Wanderfahrt.

So gibt es viel für die Hausfrau in diesen Tagen zu bedenken und anzuordnen, und viel schneller noch, als sie es eigentlich denkt und wünscht, sind die Feiertage da. Wie schön, wenn dann heller Sonnenschein auf dem festlich gedeckten Oster-Frühlingstisch lacht, wie schön, wenn man die Fenster öffnen kann, die frisch gewaschenen Ostergardinen sich in einem leichten Frühlingswindchen blähen und mit den tanzenden Sonnenstrahlen das liebe Ostergeläut voll und mächtig in die festliche Stube dringt! Aber auch wenn es regnen sollte, wollen wir uns nicht beirren lassen, dann müssen wir daran denken, wie nötig das junge Grün, alles was da draußen wachsen und sprießen soll, den schönen warmen Frühlingsregen hat — und die Hauptsache ist ja, daß wir die Osterfreude in uns haben!

Das ist es: Wir müssen die Frühlings- und die Osterfreude innerlich erleben — und dies ist auch, was man immer wieder und immer wieder gerade den Hausfrauen und Müttern ans Herz legen möchte, um was man sie bitten möchte um ihrer selbst und um ihrer Familie willen: Ostern ist solch' ein schönes Fest, feiert es auch wirklich und macht es wahrhaft festlich für euch und eure Lieben! Dazu gehört nicht viel und doch andererseits wieder so sehr viel, nicht viel Geld und Aufwand, aber liebevolles Denken und Planen, nicht Berge von Kuchen und Leckereien aller Art, keine kost-

spieligen Geschenke, aber die rechte Osterstimmung, und die könnt ihr und nur ihr allein in eurem Hause wecken und erhalten!

Darum sorgt vor allen Dingen dafür, daß ihr in den Osterfeiertagen Zeit für eure Familie habt und Kraft und Frische genug, um wirklich die Feststimmung zu schaffen. Wenn euer Ostertisch nur einfach ist, so schadet das nichts. Zu einem weißen Tischtuch mit buntem Bänderschmuck, zu einem Sträußchen in der Mitte, zu einem Körbchen buntgefärbter Eier und, wenn der Kuchen zu teuer ist, zu einer Semmel, den sogenannten Osterfladen, wird's schon reichen. Aber die Hauptsache ist, daß ihr mit am Osterkaffeetisch sitzt und fröhlich dreinschaut und auch nicht ungeduldig werdet, wenn der Familienvater etwa in behaglicher Feststimmung das Kaffeestündchen etwas länger ausdehnt, als gewöhnlich. Und so geht es weiter: Gut vorbereiten und nicht zuviele „Umstände“ machen, damit alles reibungslos „klappt“, damit ihr nicht abgehetzt und übermüdet und gereizt seid, und damit die Familie nicht hierhin und dahin auseinanderläuft, weil es zu Hause so ungemütlich ist! Wenn Ausflüge usw. geplant sind, dann muß nicht eine halbe Stunde vor dem Aufbruch Packen oder Butterbrotschneiden angefangen werden, und wenn Ostern neue Kleider usw. getragen werden sollen, dann muß vorher „Generalprobe“ abgehalten werden, damit nicht im letzten Augenblick Änderungen usw. nötig sind. Und wenn „Vater“ dich, liebe Hausmutter, zu einem recht schönen Osterspaziergang auffordert, dann darfst du ihm keinen Korb geben, weil du so „kaputt“ seiest, oder weil die neuen Schuhe drücken! Zu Ostern wie zu allen Festtagen gehört Gemütlichkeit und Zeithaben, Sichbesinnen und anderen Freude und Fröhlichkeit abgeben können, das ist wichtiger, als alle sonstigen „Festzutaten“. Wir Hausfrauen denken so oft nicht daran, wieviel Unheil daraus entsteht, daß wir für unsere Familie viel Aufwand an äußeren Dingen machen, aber auf das Seelische zu wenig achten. Laßt uns dies nicht vergessen, dann ist Ostern ein wirkliches Ostern, auch für uns!

Wegfindung.

Weglose Wanderer sind wir.
Taumel, Vergnügen und Gier
Binden uns Herzen und Sinne —
So werden wir Gott kaum inne.

Erst, wenn wir stille stehn
Und unterm Kreuze gehn,
Wachsen wir durch dieses Tragen
Empor aus den weglosen Tagen.

Ruth Spangenberg.

Das Testament.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Die verwitwete Kommerzienrätin Kamecke — ja, das war ein Mensch vom alten Schlag, wie man ihn heutzutage selten antrifft. Sie hatte mit vierzig Jahren ausgesehen wie ein junges Mädchen, stand mit sechzig, damals, als ihr Mann, der Kommerzienrat Wilhelm Jonas Kamecke starb, sozusagen im besten Alter — ja, man erzählt sich, daß die Witwe, drei, vier Heiratsanträge ablehnte, die ihr nicht nur ihres Geldes wegen gemacht worden —, und mit siebzig Jahren hatte sie noch hübsche rote Wangen, kaum ein paar Fältchen um die Augenwinkel und durfte sich rühmen, noch niemals einen Arzt gebraucht zu haben.

„Sie will ewig leben“, hieß es im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten. Wenn ihr solche Äußerungen hinterbracht wurden, dann schüttelte sie mit geschmeicheltem Lächeln den Kopf „Ewig? Nein — das wäre zu lange. Wilhelm Jonas könnte schließlich ungeduldig werden. Aber so ein paar Jährchen halte ich es noch aus. Oder auch ein paar Jahrzehnte — es soll mir so genau nicht darauf ankommen.“

Dies und ähnliches pflegte sie mit spitzbübischem Ausdruck zu sagen. Wer es hörte, nahm die Worte mit geziemendem Lächeln an, konnte sich nicht genug tun, die erstaunliche Gesundheit der alten Dame gebührend zu bewundern, und sprach ein paar gewählte Redensarten, die immer mit dem Wunsche schlossen, sie möge allen, die ihr nahe ständen, noch recht lange erhalten bleiben.

Heimlich dachten die Verwandten freilich nicht ganz so. Zu Hause pflegten sie zuweilen nach dem Abendessen das Notizbuch zu zücken und — roh und oberflächlich natürlich, da die genauen Unterlagen fehlten — mit dem Ehegespons zu errechnen, wie groß wohl die Summe sein könnte, die es zu erben gab, falls Tante Sophie wirklich einmal die Augen für ewig schlösse. Da ihr Vermögen von einer runden Million nicht weit entfernt sein konnte, kam auch im schlechtesten Falle auf jeden Einzelnen ein ganz erkleckliches Sümmchen.

Immer, wenn Frau Kamecke ihren Geburtstag feierte, erschien die gesamte Verwandtschaft vollzählig zur Gratulation auf der Bildfläche, wohlbewaffnet mit schönen oder sinnlosen Geschenken. Es lohnte sich schon, hier mal etwas Übriges zu tun, und man durfte gewiß sein, daß diese Ausgaben sich früher oder später gut bezahlt machen würden.

Dann, bei Kaffee und Kuchen, fragte die allzeit heitere Tante Sophie auch gelegentlich, wie es denn ihrem Neffen Hans-Otto gehe, dem Maler. Da gab es denn bei allen sogleich gerunzelte Stirnen, verlegenes Geräusper, ablehnende, eisige Mienen und hochmütige Verachtung. Ja, Hans-Otto — das war ein Kreuz! Hatte er nicht Jahr um Jahr studiert und die kostbare Zeit vergeudet? Kurz vor dem Assessor hängte er die Jurisprudenz an den Nagel, trotz aller ernsthaften Warnungen und Ermahnungen seines früheren Vormundes, und widmete sich — der Kunst. Um aus Farbe und Leinwand fragwürdige Bilder zusammenzuhauen, die ihm kein Mensch abkaufte, und gleichzeitig allerhand krauses Zeug zu schreiben, das keine Zeitung druckte, kein Verleger annahm. Ja, das Schlimmste: Plötzlich, ohne irgend jemanden um Rat zu fragen, heiratete er ein Mädchen aus einfacher Familie, von höchst bescheidener Herkunft, irgendein Malweib, das er auf der Akademie kennen gelernt hatte.

Ja, so war er, der Hans-Otto: ein Außenseiter, ein Unglück für die Familie. — „Weshalb kommt er nie zu meinem Geburtstag?“ meinte Tante Sophie.

„Ja, das sieht ihm ähnlich“, hieß es, „er hat kein Herz für seine Verwandtschaft. Er ist selbstsüchtig, träge und gleichgültig — man tut am besten, sich nicht um ihn zu kümmern.“

„Ja, er ist wirklich ein Taugenichts“, sagte dann Frau Kamecke und legte ihr Gesicht in strenge Falten. Sie wiederholte dies so oft, daß man schließlich auf dem Heimweg eine neue Rechnung aufstellte — man brauchte Hans-Otto nicht in Betracht zu ziehen, wo er sich gegenüber seiner Tante doch so rücksichtslos benahm. —

Mit neunundsiebzig wurde Frau Kamecke zum ersten Male in ihrem Leben ernsthaft krank. Da gab es in der Verwandtschaft viel zu tun: man mußte fleißig Krankenbesuche machen, und der weibliche Teil war durch Beratungen mit der Schneiderin reichlich in Anspruch genommen. Denn natürlich ließen sie sich die Trauerkleider schon jetzt machen, um — für alle Fälle! — gerüstet zu sein, wenn der Himmel verhüten möge — na, und so weiter.

Aber der Himmel mußte durch Bitten sehr ernsthaft bestürmt worden sein, denn — was keiner anzunehmen wagte — Tante Sophie überstand die Krise und erholte sich in kürzester Frist so rasch und vollkommen, daß sie bald blühender aussah als je zuvor. Nun hatte man den Ärger, die schwarzen Kleider Jahr für Jahr, wenn die neuen Frühjahrsmoden-Hefte heraus kamen, kürzen zu müssen, — denn, nicht wahr, man wollte doch nicht bei der Beerdigung so aussehen, als käme man aus Hinterfelde oder Kötzschenbroda?

Endlich, sechs Jahre später — als man die Röcke schon fast kniefrei trug — ging es wirklich zu Ende. Es gab ein prunkvolles Begräbnis und ein ansehnliches Trauergefolge. Auch Hans-Otto war erschienen, ebenso seine junge Frau mit dem zarten, klaren und klugen Gesicht. Sie taten sehr unbefangen, aber die anderen verhielten sich zurückhaltend und reichten zur Begrüßung kaum die Fingerspitzen. Die beiden merkten es wohl, aber Hans-Otto zuckte nur die Achseln, und seine Frau lächelte sogar — „ein impertinentes Lächeln“, wie man sich zuraunte.

Nach zehn Tagen trafen die Leidtragenden alle nochmals zusammen: auf dem Gericht, zur Testamentseröffnung. Es gab lauter gespannte Gesichter, nur Hans-Otto fehlte.

Dann erbrach der Richter das Testament, wies auf die Unterschrift, die von allen als richtig anerkannt wurde, warf einen Blick auf das Papier — ein flüchtiges Schmunzeln, schnell unterdrückt, huschte über seine Mundwinkel —, dann legte er sein Gesicht in Amtsfalten und las vor:

„Da ich keine direkten Leibeserben habe, so setze ich nach sorgfältiger Erwägung und gewissenhafter Prüfung aller Umstände meinen Neffen Hans-Otto und dessen Ehefrau zu gleichen Teilen als Universalerben meines gesamten Vermögens an Geld und Geldeswert ein. Ich rechtfertige diesen Schritt meiner sonstigen Verwandtschaft gegenüber mit folgenden zwei Umständen:

Einerseits haben die genannten — von der Erbschaft ausgeschlossenen — Verwandten selbst erklärt, daß mein Neffe mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, daß er leichtsinnig und ohne Überlegung sein Herz an Dinge hängt, die ihm reale Erfolge nennenswerter Art voraussichtlich nicht einbringen werden. Es scheint mir meine Pflicht zu sein, alles zu tun, damit diese ideale Gesinnung nicht an den nackten Forderungen des Lebens zerbricht, und demjenigen

meine volle Unterstützung zu lassen, der ihrer am meisten bedarf.

Andererseits hat mein Neffe, der meinem Herzen seit seiner frühesten Jugend besonders nahe stand, dadurch, daß er sich in demselben Maße von mir fern hielt, wie meine anderen Verwandten mich bei zunehmendem Alter mit Besuchen, Schmeicheleien und Geschenken umwarben, bewiesen, daß ihm Berechnung jeder Art fern liegt. Er ist, so glaube ich, der einzige, der mir aus aufrichtigem Herzen ein langes Leben in Frieden und Gesundheit gegönnt hat. Möge ihm das, was ich ihm hinterlasse, beweisen, daß ich nie aufgehört habe, ihn zu lieben."

Es gab Gesichter, die blaß waren vor Enttäuschung, und solche, die der Zorn rot färbte. „Es ist das Testament einer Wahnsinnigen — wir werden es anfechten wegen Unzurechnungsfähigkeit der Erblasserin", schrie man dem Richter zu. Der sah mit gerunzelter Stirn und merkwürdiger Miene auf die verstörten Gesichter der um ihre Hoffnung betrogenen Erben.

„Dies Testament", sagte er, schon dem Ausgang zustrebend, „zeugt von so viel Klugheit, Güte und Menschenkenntnis, daß derjenige, der es anficht, selbst in den Verdacht kommen wird, der geistigen Zurechnungsfähigkeit zu ermangeln."

Was kann der Gram den grämen,
Der stolz im Leid gereift?
Was kann die Nacht dem nehmen,
Der tags die Sonne streift?
Dem wird die Nacht zur Brücke,
Dem wird der Gram zum Glücke,
Das über Todestalen schweift.

Gustav Schüler.

Die Rivalin.

Skizze von **Heinrich Wiegmann.**

Eines Abends stürzte Ada Sagri aus der Zirkuskuppel in die Manege. Als sie die Besinnung wieder erlangte, lag sie im Krankenhaus. Ein Arzt erklärte ihr, daß ihre Verletzungen nicht lebensgefährlich wären. Lange, einsame Wochen kamen. Eine Kollegin teilte ihr mit, daß die Truppe der Luftgymnastiker, der sie angehörte, kurz nach ihrem Sturze aufgelöst worden sei, denn zwei Kollegen waren unter Kontraktbruch zur Konkurrenz übergegangen. „Sie werden manches verändert finden", beantwortete der Direktor ihre Bitte nach einem neuen Engagement. „Miß Roseden heiratet, ich brauche deshalb eine neue Dompteuse. Da Sie, wie Sie schreiben, jetzt nicht mehr am Trapez arbeiten können, habe ich an Sie gedacht. Meiner Ansicht nach würden Sie im Löwenzwinger noch eine gute Figur machen."

Ihre Mundwinkel zuckten, als sie den letzten Satz las. Sie schaute in den Spiegel und sah, daß ihre fast vierzig Jahre nicht wegzuleugnen waren. Doch sie kannte auch die Zauberkraft der Schminke und der Scheinwerfer, der wahren Freunde der Artisten, und mit einem matten Lächeln um die Lippen erwog sie den Vorschlag. Sie hatte nie wilde Tiere dressiert, fühlte sich auch nicht zu ihnen hingezogen. Zudem liebte sie die kühle, stolze Miß Roseden nicht, deren Assistentin sie wohl oder übel eine Weile sein mußte. Aber sie wußte, daß ihr im Kampfe um das Leben keine andere Wahl blieb. Also schrieb sie dem Direktor, daß sie sein Angebot dankend annehmen und nach ihrer Genesung, in etwa acht Tagen, mit den Proben beginnen würde. —

Das neue Leben im Zirkus forderte ihre ganze Kraft. Sie war unerschrocken, fleißig, geduldig im Verkehr mit den Löwen; doch die Verzweiflung riß oft an ihr, wenn die Tiere sich sträubten, sie als die neue Herrin anzuerkennen.

„Der will doch nicht Mama sagen", scherzte der Clown Orand einmal, als sie sich mit einem aufsässigen Schüler abmühte. „Ja, wenn Sie ihm auch ein Füßchen kurieren könnten . . ."

Sie verstand wohl, was er damit meinte; hatte Miß Roseden doch früher einem Löwen schon einen Splitter aus dem Fuß gezogen, da niemand helfen wollte. Aber konnte sie etwas dafür, wenn sie nur kleine Erfolge erzielte und Miß Roseden, wie jetzt, dann helfen mußte? Ada Sagri war zuweilen ganz mutlos. Immer blieb Miß Roseden kühl und verschlossen, und die geringsten Fortschritte, welche die Tiere unter ihrer Führung machten, schienen eher ihren Neid als ihre Anerkennung herauszufordern.

„Vielleicht, daß sie sich als Dompteuse von Beruf Ihnen überlegen fühlt", sagte zu ihr eines Tages der Direktor, dem sie ihr Herz ausschüttete. „Aber wohin kämen wir, wenn alle so dächten? Müßte der Stiefelputzer nicht auf die ganze Welt zornig sein, weil sie ihm ins Handwerk pfuscht?!" —

— — Heute sollte Ada Sagri ihre Löwen dem Direktor vorführen. Morgen schon trat Miß Roseden nicht mehr auf. Es war noch vor der öffentlichen Probe, als die Artisten vollzählig versammelt waren. Die Kapelle setzte mit einem rasselnden Marsch ein, und Ada Sagri erschien. In blauem Atlas, eine Kette falscher Brillanten um den Hals, betrat sie lächelnd den in der Manege aufgebauten Zwinger, Stock und Peitsche in der beringten Hand. Gleich darauf wurden sechs Löwen eingelassen. Ein blasses, dünnes Licht sickerte auf die Gruppe herab.

In dem Käfig standen Postamente; die Tiere bestiegen sie nur widerstrebend. Durch Zuruf und Peitschenhiebe angetrieben, wechselten sie träge ihre Plätze. Ada Sagri fühlte sich freier als in den letzten Tagen. Nun, da sie Miß Roseden vor dem Zwinger sah und sie deren eingepanzerte Nähe nicht mehr bedrückte, glaubte sie an einen Erfolg.

Hindernisse und größere Räume wurden von den Löwen übersprungen, eine Schaukel, die sie zu dreien betraten, in Bewegung gesetzt. Ja, ein besonders zahmes Tier produzierte sich als Seiltänzer, wobei das „Seil" allerdings eine Breite von wenigstens 15 Zentimeter aufwies. Applaus brach los. Der Direktor hob die Hand zur Kapelle: ein Tusch erklang. Glücklich, ihre Arbeit zur Zufriedenheit durchgeführt zu haben, nahm Ada Sagri inmitten ihrer Schüler Aufstellung. Das Blut strömte ihr zu Kopfe. Wiederholt für den Beifall dankend, entließ sie die Tiere.

„Schenken Sie sich doch nichts", schrie in diesem Augenblick Miß Roseden, und die Tür des Käfigs klirrte. „Sie müssen den Arm um Hannibals Hals legen und die anderen über sie hinwegsehen lassen."

„Aber zum Teufel, Miß Roseden!" donnerte der Direktor, der voller Schrecken sah, wie die ehrgeizige Dompteuse versuchte, den Abzug der Tiere aufzuhalten. Gebrüll der gereizten, der Arbeit überdrüssigen und sich gegen eine Wiederholung sträubenden Löwen erscholl. Dann, ehe es auch Ada Sagri hindern konnte, sprang eines der zähnefletschenden, am Boden kauernden Tiere auf Miß Roseden los, eine Tatze unter ihre linke Schulter grabend, daß ein Blutstrom hervorquoll.

Ein Tumult entstand. Stimmen gellten durcheinander, ein Schuß krachte, Männer stürmten in den Zwinger. Mit Hieben wurde der durch den Schuß aufgeschreckte Löwe von seinem Opfer abgetrieben. Man hob die blutende Dompteuse auf, jemand lief zum nächsten Arzt. „Noch gnädig abgelaufen", sagte dieser, während er einen Notverband anlegte. „Etwas tiefer wäre das Herz getroffen worden." —

„Unverzeihlich", murrte der Direktor, als die Verletzte in ein Sanitätsauto gehoben wurde. „Wieviel Elend hat der gekränkte Ehrgeiz nicht schon in der Welt verursacht . . ."



Bunte Chronik



* **Die Rache des Landstreichers.** Ein bedeutender amerikanischer Journalist, Charles A. Dana, hat, um jungen Reportern einen Maßstab für die Wichtigkeit von Nachrichten zu geben, den Satz aufgestellt: Wenn ein Hund einen Mann beißt, so ist das keine Neuigkeit; wenn aber ein Mann einen Hund beißt, dann ist das eine Neuigkeit! Mr. Dana wird wohl selbst kaum erwartet haben, daß sein „Schul"-Beispiel einmal Wirklichkeit werden würde. Dieser Fall trat aber kürzlich in Chicago ein und wird dadurch noch bemerkenswerter, daß es sich um einen Polizeihund handelte. Eines Nachts ertönte aus dem Arrestlokal der Polizeiwache im Highland Park ein klägliches Winseln. Die anwesenden Polizisten stürzten mit geschwungenen Gummiknüppeln in den Raum, in dem gewöhnlich der Stationshund Rover zu schlafen pflegte. Da bot sich ihnen ein ganz ungewöhnliches Bild: Ein Landstreicher, dem man das Arrestlokal für die fragliche Nacht als Unterkunft angewiesen hatte, kroch auf allen Vieren hinter dem Hunde her und biß ihn mehrere Male kräftig in die Sitzgelegenheit. Als Grund für sein sonderbares Verhalten gab er an, er sei auf seinen Fahrten so oft von Hunden gebissen worden, daß er einmal habe Rache nehmen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.